Festrede

zur Feier der hundertjährigen Wiederkehr von Schillers Todestage

am deutschen Staatsgymnasium Prag-Neustadt, Stephansgasse

am 9. Mai 1905 gehalten von

Professor **Georg Tauber.**

»Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben! Bewahret sie!« So haben Sie jetzt gesungen, so hat Schiller gedichtet, dessen hundertjährigen Todestag wir heute feierlich begehen. Und wenn, so wie wir hier, an diesem Gedenktage in Deutschland und in Österreich und überall dort, wo Deutsche wohnen, Tausende versammelt sind, um den Manen Schillers ihre Ehrfurcht zu bezeigen, so spricht sich schon darin die Überzeugung aus, daß der große Mann die Würde der Menschheit nicht bloß bewahrt, sondern daß er sie gemehrt und gehoben hat, die Überzeugung von der Bedeutung des Mannes. Worin liegt nun diese Bedeutung? Liegt sie in dem Stoffe, den er in seinen Werken behandelt hat, liegt sie in der Form der Behandlung, in der dichterischen Kraft der Verkörperung, liegt sie in dem hinreißenden Schwung seiner Sprache, liegt sie in der Tiefe und Fruchtbarkeit der von ihm ausgesprochenen Ideen? Haben Sie da nicht alle die Empfindung, daß noch etwas hinzukommen muß, was höher als das alles ist, etwas, was durch sein bloßes Dasein dauernden Wert, wahrhaftige Unsterblichkeit hat?

In entscheidender Lebenslage wird sich das Kind vertrauensvoll an die Eltern wenden, von dem natürlichen Gefühl geleitet, daß eine reiche Erfahrung und aufrichtige Liebe, vor allem aber eine gewisse Wesensverwandtschaft ihm auch das zu seinem Wohle Dienende am ehesten mitteilen könne. In gleicher Lage ist ein Volk seinen großen Dichtern gegenüber: ihre Werke sind das Vermächtnis, das sie und hinterlassen haben, in Zweifel und Bedrängnis schauen wir auf sie und achten ihr Urteil, sie sind gleichsam die Wurzeln, welche die Säfte in tausend Zweige treiben und den Baum unseres gesamten geistigen Lebens frisch erhalten und immer neu beleben. In Zeiten der Dürre wird einem ganzen Volke neue Nahrung zugeführt durch die großen nationalen Dichtungen. So z. B. läßt sich gar nicht hoch genug anschlagen der Anteil, den das Nibelungenlied

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an der Erstarkung des deutschen Volkes hat, und es ist kein Zufall, daß gerade zur Zeit der größten nationalen Not, zur Zeit der napoleonischen Bedrückung, die Sehnsucht nach diesem köstlichen Sagengute erwacht ist. Demnach ist es auch nur halb richtig, wenn man sagt, daß dem Deutschen sein Nationalgefühl eingebleut worden ist durch den ersten Napoleon. Der große Korse hat vielmehr nur die Aufgabe des Sturmes besorgt, der durch sein heftiges Schütteln und Rütteln die Lebenssäfte des Baumes in raschere Kreisung versetzte und ihn zwang, seine Wurzeln tiefer ins Erdreich zu senken. Was aber nicht nur den seiner Äste und Zweige beraubten Stamm im inneren Lebensmark gesund erhielt, sondern auch wieder eine neue tausendfältige Laub- und Blütenpracht hervortrieb, war die in einem großen Dichtwerk verkörperte Erinnerung an eine große Epoche aus der geschichtlichen Vergangenheit des Volkes.

Kurz, so wenig wir auf der Welt sein könnten, wenn wir keine Eltern hätten, so wenig könnte ein Volk auf Erden eine Bedeutung haben, wenn nicht jedes folgende Menschenalter mit der Gesamtheit der Lebenserfahrungen der vorausgegangenen Geschlechter und Jahrhunderte zusammenhienge. Den ganzen geistigen Gehalt einer Zeit nun in sich aufgenommen und so wiedergegeben zu haben, daß ihn die folgenden Geschlechter nicht bloß leidend als etwas Äußerliches in sich aufnehmen, sondern als einen lebendigen Teil ihres eigenen Selbst empfinden und ihn daher innerlich, organisch gerade so weiter bilden, wie aus dem Samen einer Pflanze der Keim einer neuen Pflanze entsteht, das ist die Aufgabe eines großen Dichters, darin liegt seine Bedeutung, und diese Aufgabe hat Schiller erschöpfend gelöst. An dem hundertjährigen Todestag eines Dichters feiern wir daher einen Säkulargeburtstag der geistigen Existenz eines Volkes.

Ein kurzer Gang durch den reichen Garten von Schillers dramatischen Dichtungen soll uns die Wahrheit dieses Ausspruches bestätigen.

Der Ruf Rousseaus nach Rückkehr zur Natur wäre auch in der Heimat unseres Dichters, in Schwaben, nicht mit solcher Begeisterung aufgenommen worden, wenn sich nicht auch hier die Unnatur, die Fesseln einer alles freie Leben im Staate und in der Familie erstickenden Konvenienz auf alles gelegt und jede freie Regsamkeit erstickt hätten. Und ganz besonders Schiller empfand in seiner freien Feuerseele und unter den eigenartigen Verhältnissen, in die seine Jugend fiel, diesen Druck dreifach stark. Zugleich sah es aber nicht bloß er selbst, sondern sahen es auch alle seine Landsgenossen mit unheimlicher Deutlichkeit, wie jede selbst berechtigte Auflehnung gegen die bestehenden Zustände als ein Verbrechen gegen den Staat und die Gesellschaft erschien und als ein solches auch geahndet wurde. Darum war es kein abenteuerlicher Plan, sondern eine im Geiste des Zeitalters gezogene Schlußfolgerung, daß, wer ein Mensch sein wollte, ein Räuber werden müßte, daß, wer sich nicht von den Rädern der Staatsmaschine zerreiben lassen wollte, sein Dasein aus der bürgerlichen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gesellschaft hinaus in die Einöde der Wälder zu den von der Gesellschaft Ausgestoßenen verlegen müßte. In diesem Sinne schuf Schiller seine »Räuber«. Aber der Dichter brauchte, um mächtig auf Geist und Gemüt zu wirken, gegenständliche und leicht überschaubare Vorgänge, und diese malte er in großen Strichen, al fresco, auf eine weithin sichtbare Wand hin. Er zieht demnach das Weltgemälde, unter Anwendung eines Verjüngungsmaßstabes, in das Bild einer Familie zusammen, läßt aber die Glieder dieser Familie, seinem eigenen heißblütigen Empfinden entsprechend, in einen Aufruhr geraten von der Macht und Tiefe der Leidenschaft, wie sie der englische Dramatiker in seinem König Lear geschildert hat. Der Bruder wütet gegen den Bruder, der Sohn gegen den Vater, der Vater gegen das Kind, das verstoßene Kind wird der Retter des mißhandelten Vaters. Und was der Dichter an Breite und Umfang des Gemäldes geopfert hat, ersetzt er durch die Tiefe der Perspektive. Denn wir sehen nicht bloß die Bande der Familie gelockert, sondern alle Verhältnisse, welche nur auf dem ewigen Grunde gegenseitiger Menschlichkeit und Gerechtigkeit fest ruhen können, im Innersten erschüttert und zerstört, so daß Karl Moor, die ungeheure sittliche Verwirrung durchschauend, den Wiedereinbruch des alten Chaos fürchtet, und weil die Zeitgenossen des Dichters seine Zeichnung als wahr erkannten, ja selbst lieber die Rückkehr in den Urwirrwarr als eine Fortdauer der bestehenden Verhältnisse aus Herzensgrund wünschten und die »Räuber« dieser Stimmung zwar einen maßlosen und gewaltigen, aber unverfälschten und naturwahren Ausdruck gaben, so ging von ihnen eine so ungeheure und unmittelbare Wirkung aus und wird von ihnen ausgehen, wenn sich irgendwo ein unnatürlicher Druck angesammelt hat.

Aber gleichwohl — und hier kündigt sich schon der echte Dichter an, der uns nur deswegen einen Blick in den Abgrund tun läßt, um uns in der Ferne wenigstens den zu einer lichteren Höhe führenden Pfad zu zeigen — entläßt uns der Dichter nicht mit der unbefriedigenden Empfindung von der unheilbaren Störung des sittlichen Gleichgewichts in der Welt. Darum läßt er auch in dem Helden unmittelbar nach dem Höhepunkt der Handlung das entsetzliche Bewußtsein erwachen, daß er nicht durch die Verkehrtheit der menschlichen Gesellschaft allein, sondern durch die spitzbübischen Künste eines Bösewichts, seines entmenschten Bruders Franz, um Glück und Heil betrogen worden ist. Schaudernd blickt er in den Abgrund seiner ganzen Existenz, es geht ihm in der Tiefe seines Gemüts die Erkenntnis auf, daß zwei Menschen wie er den ganzen Bau der sittlichen Welt zugrunde richten würden, mit Grauen legt er das Racheschwert, dessen Führung er sich angemaßt, aus den Händen, und um die beleidigte Gerechtigkeit zu versöhnen und die mißhandelte Ordnung wiederherzustellen, bringt er sich selbst der Majestät des Gesetzes zum Opfer dar.

Diese gewaltige Ausschwingung des Geistes nach entgegengesetzter Seite hat in dem Dichter die Erkenntnis gezeitigt, daß selbst das Böse nur mit reinen Waffen überwunden werden kann

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und daß ein Ausgleich zwischen den Gegensätzen in der menschlichen Gesellschaft nur möglich ist, wenn die Annäherung von beiden Enden aus unter dem Zwange einer inneren Notwendigkeit erfolgt. Unter diesem Gesichtspunkte eröffnet sich uns das Verständnis für die beiden nächstfolgenden Dramen, für »Fiesco« und »Kabale und Liebe«.

Das erstere, der »Fiesco«, ist die Tragödie des ringenden Ehrgeizes. Der Gegensatz zwischen Caesar und Brutus, der bereits in den »Räubern« episodisch erklingt — den Stürmern und Drängern ist Caesar der Eroberer, Brutus der selbstlose Freiheitsheld — dieser Gegensatz ist hier in die Brust des sich zunächst als Schirmer der Freiheit geberdenden Helden verlegt, dem erst im Verlaufe der Handlung aus dem eigenen Innern das Gelüste nach der Krone kommt. Aber weil er zu diesem Zwecke die Mitwirkung der sich ihm vertrauensvoll hingebenden Verschworenen mißbraucht, erfährt er auch selbst die tiefste Enttäuschung, den herbsten Schmerz in dem, was ihm das Teuerste und Heiligste ist: an der Leiche des mit eigener Hand getöteten Weibes erkennt er, daß große Kraft und starker Wille kein Segen, sondern ein Fluch sind, wenn sie nicht im Dienste einer reinen Sache stehen; und nicht einmal die Krone bleibt ihm, das Gut, für das er so hohen Preis gezahlt hat, unter der nachhelfenden Hand des starren Republikaners Verrina stürzt dem Herzogsmantel der Herzog selber nach.

Das zweite Stück ist das bürgerliche Trauerspiel »Kabale und Liebe«, welches in typischen Vertretern den ganzen Bürgerstand in seinem Ringen um gesellschaftliche Achtung seitens der bevorrechtigten Stände auf die Bühne bringt. Dieses Stück ist so von Gegenwartsleben durchtränkt, daß man auf der Straße mit dem Finger nach den Urbildern der von Schiller geschaffenen Gestalten zeigte, und der in den Kreisen des Bürgertums angesammelte Groll über die gesellschaftliche Mißhandlung von oben so naturwahr wiedergegeben, daß durch den Mittelstand des ganzen deutschen Volkes ein Gefühl der Erleichterung ging, als der bärbeißige, aber grundbiedere Musikus Miller gegen den anmaßenden, aber sittlich verworfenen Präsidenten als ungehobelten Gast mit einem untertänigen: »Halten zu Gnaden!« das Hausrecht zu brauchen sich anschickt. Aber die Gegensätze sind nicht mehr unversöhnlich, denn der das Stück durchbrausende Ruf nach Niederreißung der gesellschaftlichen Schranken schlägt nicht mehr an eine undurchdringliche Wand, sondern es ist bereits Bresche gelegt in die Feste, gegen die der bürgerliche Ansturm sich richtet, der adelige Ferdinand ist in echt adeliger Gesinnung zu den bürgerlichen Belagerern übergegangen, deren Sache er als gerecht und als seine eigene empfindet, er denkt ebenso groß wie die bürgerliche Luise, beide werden zwar als das erste Vorkämpferpaar das Opfer der bestehenden Verhältnisse, aber ihr Tod ist ein echt tragischer, denn über ihren Leichen erhebt sich triumphierend die siegreiche Idee des Stückes von der menschlichen Gleichheit der Stände.

Während aber in »Kabale und Liebe« nur der Partner der Heldin, Ferdinand, die eigene Partei verläßt und auf der Seite der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unterdrückten kämpft, macht der Dichter in seinem nächsten Stücke, im »Don Carlos«, bereits den Hauptgegenspieler, den König Philipp, den finsteren Despoten, der die Freiheit des Erdballes mit Füßen tritt, der die Inquisition in seinen Reichen ihr fürchterliches Werk verrichten läßt, dennoch in der tiefsten Unterlage seines Charakters zu einem Kinde des eigenen empfindsamen Zeitalters, und alles Machtbewußtsein vermag den spanischen König nicht hinwegzuheben und zu trösten über das Gefühl der Öde und Verlassenheit, das den Einsamen auf seinem Throne beherrscht und ihm das sehnsüchtige Verlangen auspreßt nach einem Menschen. So stehen in der großen Kampfszene zwischen ihm und dem Marquis nicht mehr bloß der Kosmopolit und der Monarch, sondern Mensch und Mensch einander gegenüber, und es ist nicht mehr wie in »Kabale und Liebe« der verzweifelte Aufschrei ohnmächtiger Wut, sondern eine hoffnungsreiche und freimütige Bitte, wenn der Marquis, als Sprecher des ganzen Volkes und Zeitalter», dem König zuruft: »Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!« Indem ferner der Dichter alles, was in der Zeit vor der französischen Revolution an freiheitlichen und weltbürgerlichen Ideen aufgespeichert lag, von der Bühne herab durch den Mund Posas in flammenden Worten verkündet, wird die Verwirklichung dieser Ideen nicht mehr in eine in Deutschland unmögliche Republik, wie Karl Moor sie wollte, verlegt, sondern, wenn schon nicht der Vater, so ist doch der Sohn, Don Carlos, für das in jener Zeit wirklich mögliche Fürstenideal des aufgeklärten Despotismus reif, jener Don Carlos, der, durch den Opfertod des Freundes geläutert, seine Leidenschaft nur mehr dem Glücke seiner Untertanen zu widmen heilig entschlossen ist.

Bis hieher reicht die Epoche, in welcher Schiller das mehr an der Oberfläche sich abspielende Gegenwartsleben seiner Zeit in sich aufnahm, und es läßt sich seine Dichtung am ehesten mit einem Bergstrom vergleichen, welcher die unmittelbare Naturumgebung wiederspiegelt. Da aber der Dichter in seiner Entwicklung der Zeit vorauseilte und das, was die Zeitgeschichte selbst ihm bot, kein würdiger Gegenstand mehr für seine große Kunst war, erfolgte eine Periode der Einkehr und Sammlung bei ihm. Er wandte sich der Kantischen Philosophie zu und eignete sich damit eine Weltanschauung an, welche die reife Frucht einer jahrhundertelangen Entwicklung war, und er beschäftigte sich zugleich eingehend mit der Geschichte, und die in ihm lebendig werdende geschichtliche Vergangenheit wird von nun an die tiefere Humusschicht, in welche der immer voller sich entfaltende Baum seiner wachsenden Welterkenntnis immer tiefer seine Wurzeln senkt. Seine Poesie gleicht jetzt immer mehr einem breiten, ruhig durch die Ebene hinwallenden Strome, der nicht mehr bloß die nächste Naturumgebung seiner Ufer, sondern auch das Himmelsgewölbe mit Wolken, Sonne und den ewigen Sternen zurückstrahlt. Jetzt ist er nicht mehr wie in seiner Jugend der Wecker und Mahner, jetzt wird er der Führer und bald der Prophet seines Volkes, um endlich in seinem reifsten Werke, der Braut von Messina, der ganzen Menschheit von der erhabensten Höhe aus den Spiegel vorzuhalten und dasjenige zur vollen künstlerischen Er-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

scheinung zu bringen, was Goethe als die Christustendenz in Schillers Leben und Schaffen bezeichnet hat.

Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkt die weiteren Dramen.

Der Wallenstein legt sich die Frage vor, ob ihm die in seiner Persönlichkeit angesammelte Kraft das Recht verleiht, den Umsturz einer Macht zu versuchen, die durch den geschichtlichen Werdegang heilig geworden ist, und der Ausgang des Helden, sein tragischer Tod, zeigt, daß auf der Wage der poetischen Gerechtigkeit das dem Friedländer beigegebene Maß von ehrgeiziger Selbstsucht denn doch schwerer wog als das an und für sich billigenswerte Streben, Deutschland zu einigen und dem zerrissenen Volke den konfessionellen Frieden mit Gewalt aufzudrängen. Fällt da nicht jedem sofort auf, daß der Friedländer nichts anderes als das aus der nächstliegenden deutschen Vergangenheit heraufgeholte Abbild des großen Korsen ist, und erkennen Sie nicht bereits hier etwas von der prophetischen Gestaltungskraft des Dichters, welcher seinen Zeitgenossen das gleichsam naturnotwendige Endschicksal des französischen Eroberers in einem getreuen Spiegel zeigt zu einer Zeit, da dieser die höchste Staffel der Macht zu ersteigen eben erst im Begriffe stand?

Sieht aber der böhmische Edelmann in dem Augenblicke, da er zum Verrate an seinem Kaiser den ersten verhängnisvollen Schritt tut, nur mit finster zusammengezogenen Brauen und schicksalstrotzig aus dem Dunkel der Zukunft den blutigen Stahl sich erheben, der vom Engel der Rache auch für seine Brust schon geschliffen ist, so nimmt die schottische Maria bereits mit Ergebung das Todesurteil auf sich, das ihre fanatische Gegnerin, von eifersüchtigem Haß getrieben, in berechneter Willkür unterfertigt hat. Denn durch das lange einsame Kerkerleiden hat ihr Blick schon die Hellsichtigkeit der Sterbenden bekommen und hinter der Gestalt der das Todesurteil unterschreibenden Elisabeth sieht sie den Riesenschatten der göttlichen Vorsehung emporwachsen, welche sich ihrer Gegnerin nur als eines Werkzeuges bedient, um sie, gerecht und gnädig zugleich, für die Schuld ihres früheren Lebens büßen zu lassen. Ist da nicht wiederum staunenswert die Tiefe der Auffassung des Dichters, für den der zwei Jahrhunderte aufwühlende Gegensatz der Konfessionen doch nur mehr ein an der Oberfläche sich abspielender Streit ist und zum Kampfesziel die äußerliche Macht hat, während der tiefere Streit der Gegensatz von Mensch zu Mensch ist und zum würdigeren Kampfesziel hat den inneren Frieden des Gewissens, der nur durch ein reines Herz erworben werden kann?

Zu noch reinerer sittlicher Größe erhebt sich die Heldin des nächsten Stückes, das Schiller geschaffen hat. Das fromme Hirtenmädchen, das durch die Stimme in der eigenen Brust zur Gottesstreiterin berufen worden ist, lädt keine sittliche Schuld in dem Sinne wie die schottische Königin oder gar der aus gröberem irdischen Stoff geformte Wallenstein auf sich, im Gegenteil, mit derselben Notwendigkeit, mit der die Sonne leuchtet, oder der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vogel, der fliegen kann, seine Schwingen braucht, muß sie den kühnen englischen Heerführer, der ein ganzer Mann ist, der Kopf und Herz am rechten Flecke hat, den jungen Lionel, lieben, der die irdische Ergänzung zu ihrem himmlischen Wesen bildet, der rein aus irdischer Liebe zum Schönen, Großen und Guten das tut, was sie als das auserwählte Rüstzeug des Himmels vollendet. Sie überwindet aber gleichwohl diese Liebe, weil sie sonst ihrer höheren Aufgabe untreu werden müßte. Indem sie dieses Opfer bringt, hat sie den Kampf zwischen Neigung und Pflicht in den denkbar höchsten Formen siegreich gekämpft, hat auch die dem großen Menschen eingepflanzte Neigung, sich selbst und seinem persönlichen Wohlsein zu leben, geopfert zugunsten der doch noch höheren Pflicht, dieses Beste restlos und ohne jeden Anspruch auf irgend eine Belohnung, ja selbst um den Preis völliger Mißkennung dem Wohle des eigenen Volkes, der Förderung des allgemeinen Besten der ganzen Menschheit hinzugeben. Sie hat demnach noch auf Erden alle Fesseln der irdischen Unzulänglichkeit abgestreift, es erscheint ihr der Tod nicht mehr als das drohende Verhängnis wie dem Wallenstein, auch nicht mehr als die zwar gerechte, aber doch strenge göttliche Vergeltung, sondern als die höchste Seligkeit der Selbstvollendung.

Wenn Sie sich das alles recht lebhaft vergegenwärtigen, spüren Sie da nicht das Wehen des Geistes, der zur Zeit der Kreuzzüge das ganze christliche Europa durchdrang? Erkennen Sie da nicht, wie die Frucht dieses Dramas gewachsen ist aus den Säften einer Zeit, die für ein erhabenes Ziel freudig alles irdische Glück in die Schanze zu schlagen bereit war? Merken Sie nicht, wie aus dem ganzen Gehalt dieses Dramas das geflügelte Wort herauswächst: »Was ist unschuldigt, heilig, gut, wenn es der Kampf nicht ist für's Vaterland?« Und doch ist das noch nicht das Wichtigste. Wichtiger ist noch etwas anderes, woran man so recht deutlich sehen kann, wie durch den echten Dichter die Vergangenheit fortlebende, wirkende Gegenwart wird. Schiller, der große Mensch, der mit seiner Person so bescheiden zurücktritt, daß wir in allen seinen Werken keine Spur einer Andeutung seines schweren körperlichen Siechtums finden, hat von diesem Stücke gesagt: »Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben«. Wissen Sie, was er damit gemeint hat? Er hat damit gesagt, daß er dasselbe getan hat, was das französische Heldenmädchen tat, daß er sich selbst seinem Volke zum Opfer gebracht hat. Denn, wie sie allein das Vaterland zu befreien vermochte, so hat er allein die Werke zu schaffen verstanden, welche das unsterbliche Vermächtnis der Nation sind und eine Brücke bilden von der mangelhaften Wirklichkeit zur Vollkommenheit eines ersehnten Zustandes. Er hat diese Werke aber einem kranken und — gerade seine reifsten Werke — einem schon halb zerstörten Körper abgerungen und mit voller Bewußtheit dessen Vernichtung durch Überspannung seiner Arbeitskraft beschleunigt, er hat, wie der ihn zu seiner Zeit allein ganz verstehende große Freund Goethe von ihm sagte, die Blüte höchsten Strebens, das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leben selbst an das von ihm geschaffene Bild des Lebens gewendet.

Aber damit hatte der Dichter die Höhe seines Schaffens noch nicht erreicht. Nur suchte er zuerst wieder noch tieferen Grund zu gewinnen, um sich noch höher recken zu können. Das Motiv der feindlichen Brüder, das er bereits in den »Räubern« behandelt hatte, lebt wieder in seinem Geiste auf, aber der Boden, aus dem diesmal die Tragik erwächst, ist eine tiefe, fast noch unverwitterte Felsenschicht, tiefer nicht etwa bloß als in den »Räubern«, sondern noch tiefer als in dem Drama des französischen Heldenmädchens. Was im Leben der Vergangenheit des deutschen Volkes der sonnendurchglühte Traum der Normannem auf Siziliens blutgetränkten Gefilden war, wird jetzt der tiefe Grund, aus welchem der lebenspendende Quell emporsteigt, um über dem Stamme des Schillerischen Lebenswerkes die mächtige Krone zu wölben. Das muß man festhalten, um die Großzügigkeit der Handlung zu verstehen, mit der die in der »Braut von Messina« auftretenden Gestalten sich ihr Schicksal hämmern. Dann erst verstehen wir, warum sich Isabella weit über ihre antike Schicksalsschwester, über Niobe, erhebt, wir verstehen dann die Vermessenheit, mit der diese echte Wikingerherzogin mit den Göttern wie mit Ihresgleichen rechtet, wir verstehen, daß ihr der Himmel als eine eherne Wölbung erscheint, die kein Pfeil eines Bittenden zu durchdringen vermag. Denn eine Erfüllung ihrer Bitte durch die Götter würde sie nicht milder und weicher stimmen, sondern nur noch trotziger machen. Darum bedarf es der wuchtigsten Schläge, um eine solche Eiche zu fällen, und der Hieb muß sie bis ins Lebensmark treffen. Ihr Wille wird demnach nur dadurch gebrochen, daß sie das vernichtet sieht, an dessen Verwirklichung sie die ganze Kraft ihres gewaltigen Lebensdranges gesetzt hat. Erst indem es ihr klar wird, daß sie selbst die Ursache war für den Untergang ihrer Kinder und ihres ganzen Geschlechts, erst indem sie erkennt, daß ihr leidenschaftliches Wollen zu dem geraden Gegenteil von demienigen führte, was sie angestrebt hat, erfährt ihr ganzes Wesen eine Entwurzelung in sich selbst, mit Grauen verläßt sie das Haus, das sie unter Flüchen betreten hat.

Während sich aber Isabella durch ihren unbeugsamen Willenstrotz ihr Schicksal erzwingt, fragen wir uns verwundert, warum der Dichter die Hauptheldin des Stückes, Beatrice, die Braut, nach der er das Stück benannt hat, vollkommen unschuldig sterben läßt. Die ernste Antwort hierauf gibt uns nicht bloß unser Schiller, sondern auch der in dieser Beziehung gleich denkende Genius des großen britischen Dramatikers, der eine Beatricen wesensverwandte Gestalt geschaffen hat, Kordelia, und dieses gleichfalls engelreine und schuldlose Wesen eines schmählichen Todes sterben läßt, warum? Weil es die sittliche Läuterung, weil es das Seelenheil ihres schuldigen Vaters, weil es, ganz allgemein gesagt, die Erhaltung des sittlichen Gleichgewichtes in der Welt so erheischt. So erkennen wir, wie die Lebensauffassung des Dichters immer umfassender, aber auch immer strenger wird, wie die Rechte des einzelnen Individiums immer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mehr zurücktreten, wenn der Bestand und die Gesundung des Ganzen es verlangt. Von diesem die tiefsten menschlichen Instinkte berührenden Gehalte kommt die tiefe Wirkung der Tragödie, die schon Goethe an sich erprobt hat, die jeder tief angelegte und nicht durch bloße Verstandespflege einseitig gewordene Mensch empfindet, der die Dichtung unbefangen auf sich wirken läßt. Wie eben die mächtigsten tragischen Schauer ausgelöst werden, wenn der Dichter uns einen Blick tun läßt in das Walten jenes erbarmungslosen Schicksals, das mit der Gewalt eines elementaren Naturvorganges über die Menschen hereinbricht und bald den kahlen schuldigen Scheitel, bald aber auch des Knaben lockige Unschuld faßt, so stellt hier Schiller das wirkliche große Lebensschicksal dar, das wir in der Wirklichkeit jeden Tag bei einem großen Unglück beobachten können — das wir in der jüngsten Zeit an dem tragischen Tode des von uns allen so hochverehrten und aufrichtig geliebten Professors Richard Kotyka schaudernd miterlebt haben — das über das Mißverhältnis zwischen dem Tun und Leiden des Einzelnen rücksichtlos hinwegschreitet und nunmehr durch das oberste Gesetz gebunden ist, das alles Weltgeschehen zusammenhält, durch das Gesetz von Ursache und Wirkung. Von dieser reinen, aber kalten Höhe verschwindet dem Dichter das Leben des einzelnen, er sieht nur noch das Leben der Gesamtheit, und wie die Weltkörper des Universums durch die einander entgegenwirkenden einerseits nach dem Mittelpunkte hin, andererseits von ihm hinweg ziehenden Kräfte in ihren Bahnen festgehalten werden, so müssen auch die das Leben der Gesamtheit fördernden und die es mit Untergang bedrohenden Kräfte im Leben der Menschen miteinander ins Gleichgewicht sich setzen mit derjenigen unerbittlichen Notwendigkeit, die sich dann im Leben des einzelnen als die unregiersam starre Götterhand des unentrinnbaren Schicksals erweist. So wird also die »Braut von Messina« das hohe Lied von der solidarischen Einheit des Menschengeschlechtes, für dessen Bestehen es ein alleroberstes Gesetz gibt, von Goethe mehr gegenständlich in den fast unheimlichen Satz zusammengefaßt: »Nemo contra Deum nisi deus ipse«, von Schiller mehr persönlich in die menschlich eher verständlichen Worte gekleidet: »Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld«.

Doch derselbe Dichter, der das Leben der Menschen von einem so hohen Gesichtspunkte aus anschauen gelernt hat, daß er das Newtonsche Weltgesetz von der auch durch eine unbegreifliche Macht geregelten Eigenbewegung der Gestirne auch in der sittlichen Welt des Menschen mit seinem stolzen freien Willen wiederfindet, derselbe Dichter ist auch der treueste Diener seines Volkes und er verläßt sofort seine hohe Warte, wenn ihn die augenblickliche Gefährdung seines Volkes in die vordersten Reihen der Kämpfenden ruft, und man merkt es seinem aus diesem Bedürfnis heraus geschaffenen Tell an, wie gern er es tut. Wie auf den Wink mit einer Zauberrute sind alle metaphischen Zweifelsqualen verstummt und mit der spielenden Leichtigkeit des an der Bewältigung der höchsten Probleme geschulten Meisters übt er die alte Kunst wieder, die er be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

reits als Jüngling so trefflich verstanden hat, als der dem Niedrigsten wie dem Höchsten gleich gut verständliche Anwalt des Volkes in unmittelbarer Gegenwart zu sprechen und den vor der wachsenden Fremdherrschaft bang schlagenden Herzen der Zeitgenossen diejenige Siegeszuversicht einzuflößen, aus der sie die Kraft zum erfolgreichen Widerstand gegen den nationalen Feind schöpften. Und so bekommt die Sage vom nie fehlenden Schützen Eigel frisches Lebensblut und der Tell wird die wunderbarste Verkörperurg des träumerischen und schwerfälligen deutschen Michels. Laßt ihn nur gereizt werden bis aufs Blut, ruft der Dichter seinen Zeitgenossen zu, laßt den Feind nur eindringen bis in das innerste Heiligtum seiner Familie, zwingt ihn zur Erfurcht vor dem, was er als hohl und nichtig erkannt hat, versucht es, ihm die Freiheit des Atmens in freier Luft, versucht es, ihm die Freiheit der Arme zu verwehren, dann erwacht er allmählich aus seiner Träumerei, dann trifft sein Pfeil sicher das Herz des Feindes, dann greift er getrosten Muts hinauf zum Himmel und holt herunter sich die ewigen Rechte, die droben hangen unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.

Der Dichter hat den endgiltigen Sieg seines Volkes nicht mehr erlebt. Der Tod hat diesen vom glühendsten Tatendrang erfüllten Kämpfer gerade heute vor hundert Jahren gefällt. Er, der als Mensch ebenso groß wie als Dichter war, hat ein rührend einfaches Begräbnis gehabt. Ohne alles Gepränge ist sein Leichnam nach alter Weimarer Sitte in der Nacht auf den Friedhof hinausgetragen und zur Ruhe bestattet worden. Und doch war er auch da nicht allein. Es ist nur, als ob die Majestät seines Todes die zudringliche Nähe der alltäglichen Leidtragenden ferngehalten hätte. Denn hinter seinem Sarge schritt einher gesenkten Hauptes der Genius der Menschheit und der jetzt anzustimmende Chorgesang soll uns künden, daß der Dichter auch selbst gewußt hat, er werde ewig sein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf